

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 6

Artikel: Die Schulreise : Erzählung
Autor: Eichenberger, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schulreise.

Erzählung von F. Eichenberger, Wegenstetten.

Der Sonnenschein eines schönen Sommertages lag still und feierlich auf dem Sträßchen von Heiterschwil nach Erlenried und flimmerte über den Kornäckern, die rechts und links sich lang hinstreckten. Die kleinen Heuschrecken zirpten hie und da an der Erde, und durch die reisenden Ähren ging ein leises Knistern. Sonst war kein Laut zu hören rings in der schattenlosen Weite. Und immer noch etwas höher stieg die Sonne am Himmel. Da, wie sie eben am höchsten stand und am ausgiebigsten sengte, erschollen eilig schlurfende Tritte durch die Mittagsstille. Tschalapp, tschalopp, tschalapp. In der Richtung von Heiterschwil schritt ein Knabe des Weges daher, so rüstig, wie es ihm die Mittagshitze und das schwere, ungefüge Schuhwerk nur immer erlaubten. Das Bürschchen schien älter als groß. Es mochte etwa dreizehn oder vierzehn Jahre zählen; doch ragte es bei weitem nicht über die Fruchthalme hinaus, die längs des Weges standen. Das haselnußbraune schmale Gesicht war von einem verwitterten Strohhütlein spärlich beschattet. Die hellblauen Augen sahen gut und treu in die Welt, doch hatte ihr Blick etwas Verschüchtertes, Demütiges, als wollte der Kleine um Verzeihung bitten für sein überflüssiges Dasein.

Die Bluse trug er unterm Arm. Das zerwaschene Hemd war an Ellbögen und Schultern mit buntscheckigen Flickplätzen besetzt. In der Hand schwang er eine Art Spazierstock, der einem abgetafelten Regenschirm entstammen mochte. Der Griff war aus Horn und stellte den Kopf eines Ziegenbockes dar. Der torfelnde Tritt kam daher, weil der Junge ohne Socken in den Schuhen steckte, deren Maß zudem um ein beträchtliches zu groß war. Das ansehnlichste Stück seiner Gewandung war übrigens die Hose, ein wahres Prachtexemplar, gefertigt aus jenem brettigen, überaus dauerhaften Baumwollstoff, den die Bauern Eberhaut nennen. Sie war noch funkelneu, schön steif und ohne die geringste Falte. Auch hatten die Hosenbeine einen ganz besonderen Schnitt, sodaß sie sich beim Gehen fortwährend hinten auf den Rand der Schuhe steiften. Es war staatsmäßig. Im frohen Gefühl des Geborgenseins in seiner neuen eberhäutenen Hose klopfte der Junge im Gehen dann und wann wohlgemut mit seinem Bakel darauf; das gab dann jedesmal einen Ton, wie wenn man auf Deckelpapier haut.

Jetzt hielt der junge Wanderer an, lüftete einwenig das Hütchen, strich sich mit dem Handrücken über die feuchte Stirn, und indem er sich rings umschaute, ob er auch unbelauscht sei, ließ er sich auf einen Stein am Wegrand nieder. Aus der Hosentasche zog er ein Tüchlein, das am einen Ende einen ziemlich großen, vielfach verschlungenen Knoten zeigte. Nachdem er diesen mit einiger Mühe unter Zuhilfenahme der Zähne aufgeklaut hatte, wickelte er daraus eine Anzahl kleiner Geldstücke. Mit wohlgefälligen Blicken betrachtete er sie, ließ sie in der Sonne spielen und aus einer Hand in die andere gleiten.

Da war ein verschliffener Fünfbäzler, das einzige Silberstück des Schazes; er hatte ihn vom Götti aufs Neujahr erhalten; ferner drei blanke Zweibäzler, der letzte Gramenpreis. Ein Bazen war das Geschenk eines Fuhrmannes, dem er eine verlorene Kette wiedergebracht hatte. Dazu kamen noch etliche Fünf- und Zweirappenstücke, die der Knabe seit Jahr und Tag zusammengehäufelt hatte und über deren Ursprung er im einzelnen sich selber nicht mehr Rechenschaft geben konnte. Es hätten eigentlich im ganzen achtzehn Bazen sein sollen. Allein er hatte letzter Tage unter Mithülfe eines mutwilligen Kameraden die Schultafel zerbrochen, und die Beschaffung einer neuen hatte ganze drei Bazen verschlungen. Wie manchmal schon hatte er die kleine Barschaft gezählt! Alles in allem waren es fünfzehn Bazen, nicht mehr und nicht weniger. Nur noch fünf Bazen, dann hätte er das nötige Reisegeld für den Schülerausflug beisammen! Gar zu gerne wäre der arme Verdingknabe auch mitgegangen, übermorgen, in die große, schöne Stadt. Aber es reichte nicht, und wer wollte für ihn bezahlen? Sein Pfliegerater, der Peterseppi gewiß nicht. Der war nicht von den Gibigsten einer; auch hatte er ja selber nicht viel übrig. —

So hatte denn der Junge am heutigen Sonntag in Gottes Namen den Weg unter die Füße genommen nach Erlenried zu seinem Götti, die schüchterne Hoffnung im Herzen nährend, es möchte ihm gelingen, dem wohlhabenden Manne den fehlenden Betrag mit klugen Worten und einiger Zutunlichkeit abzulocken. Gerne wollte er ja dafür auf das nächste Neujahrsgeschenk verzichten. Mit einem kleinen Seufzer knüpfte er den Schatz wieder ins Tüchlein, das er neuerdings in der Hosentasche barg, und wanderte dann nachdenklich seines Weges weiter. Es war ein saurer Gang, doch gab es keinen andern Ausweg. —

Etwas abseits vom Dorfe Erlenried, inmitten eines fruchtbaren Geländes lag das Hofgut des Hallerhannes. Das stattliche Bauernhaus war umgeben von einem Walde schöner Obstbäume. Der Knabe schritt durch den schattigen Baumgarten auf einem schmalen, tief ausgetretenen Fußweglein dem Hause zu, achtsam, daß er ja mit keinem Fuße den schönen wohlgepflegten Rasen trat. Die Bluse hatte er nun angezogen, den Spazierstock aber schon vorher in einem Graben versteckt. Es dünkte ihn nicht schieflich, ein so üppiges Brunkstück auf einen Bettelgang mitzunehmen. Um das Haus herrschte die peinlichste Ordnung und Sauberkeit. Alles war so schön regelmäßig geordnet und gebüschelt, wie von den Bienen zusammengetragen. Da lag kein Geräte im Weg herum, kein zerstreutes Hälmchen oder Spänchen auf dem Vorplatz. Der Buchshag um den Garten war so schön nach der Schnur beschnitten, daß nicht ein Blättchen über das andere hinausragte. Nicht das geringste Unkräutchen war in den Gemüse- und Blumenbeeten zu entdecken. Und so still war's um das Gehöft, wie wenn kein Mensch daheim wäre. Nur vom Stalle her drang gedämpft das Schnaufen einiger Kinder. Doch der Knabe wußte wohl, daß dieses Haus bei Tag und bei Nacht wohl behütet war. Klopfenden Herzens und so

geräuschlos als möglich betrat er den Hausflur und die kühle, geräumige Stube.

„Guten Tag, Götti. Guten Tag, Base,“ grüßte er und blieb schüchtern an der Türe stehen.

„Tag wohl,“ klang es kurz und zerstreut zurück.

Der Götti saß hinterm Tisch und las in einem heiligen Buche. Er war eine höchst ansehnliche, schier ehrwürdige Erscheinung mit leicht ergrautem Haar, mit vollem glattem Gesicht, blühenden, etwas hängenden Wangen und rundem Kinn. Neben dem Buch stand ein Teller, darauf lag ein mit Fliegenleim bestrichener Papierstreifen. Eben war eine unglückliche Fliege darauf geraten, vielleicht die einzige ihres Geschlechtes, die in diesen wohlbehüteten Räumen bisher noch ihr Leben gefristet hatte. Nun schwirrte und wimmerte das Tierchen gar kläglich und machte verzweifelte, aber vergebliche Befreiungsversuche. Wie ein durch weite Ferne gedämpfter Todeschrei klang es durch das stille Gemach.

Doch das störte den Götti nicht in seiner Andacht. Leise bewegten sich die fleischigen Lippen beim Lesen, und der Finger folgte bedachtsam den Zeilen. Der Hallerhannes war ein Mann von großer Gottesfurcht und unsträflichem Wandel. Niemals ging auch nur ein ungerades Wort über seine Lippen. Gleichwohl sah man ihn seit Jahren nie mehr in der Kirche seiner Gemeinde, nämlich seitdem er als Kirchmeier nicht wiedergewählt worden war. Gab ihm doch der Unblick des Nachfolgers, der nunmehr seinen Ehrenplatz im Chorstuhl einnahm, immer ein Argerniß und reizte ihn zu höchst unheiligen Betrachtungen. So zog er es denn seither vor, im eigenen Hause am Sabbat der Erbauung zu pflegen. Nur noch zum Abendmahl ging er ein paarmal des Jahres, jedoch in einer auswärtigen Kirche. Denn der neue Kirchmeier war von amteswegen auch Kelchhalter. Wie hätte da der Hallerhannes reinen Herzens und ohne arge Gedanken von dem Weine trinken können, der das Blut des Heilandes bedeutet.

Dem Götti gegenüber saß die Base Lisbeth und hatte einen Haufen Rummelstauden vor sich auf dem Tische liegen, von denen sie mit emsigen Fingern den Samen abstreifte. Im Gegensatz zu ihrem Manne war sie eine lange, hagere Gestalt mit einem gelblichen Apfelmusgesicht. Auf der Stirne hatte sie einen beulenartigen Auswuchs, der ihrem Antlitz etwas Bedrohliches gab. Es war anzusehen wie ein Ansatz zu einem Horne.

Jetzt hatte die Fliege auf dem Teller verendet und der Götti sein Kapitel heruntergelesen. Er setzte die Brille ab und sah zur Türe hinüber. „Ja so, du bist es, Willi? Kommst auch wieder einmal nach uns zu sehen? Das ist schön. Wie geht es dir denn immer in Heiterswil?“

„Schönen Dank der Nachfrage, Götti. Ge halt alleweil gleich; ich weiß nichts anderes.“

„Gewachsen bist immer noch nicht viel. Hast doch recht zu essen?“

„O ja, Götti, ich habe, was die andern im Haus.“

„Du mußt wohl schon ordentlich werken; bist gewiß deinem Pflegevater eine rechte Stütze. So einen Buben könnte ich auch brauchen. Na, wenn du dich gut halten wolltest, könnte man ja gelegentlich sehen. Auf Kostgeld würde ich natürlich nicht rechnen, wäre zufrieden mit dem Gotteslohn. — Wart, jetzt fällt mir's gerade ein, ich habe gestern an dem großen Baume hinter dem Hause Kirschen gepflückt. Nun hängen noch einige an den äußersten Ästen und Wipfeln, auf die ich mich nicht hinausgetraute. Du, Willi, kannst gewiß gut klettern; bist ja wohl ein halb Pfund leichter als ein junges Käuzchen. Du könntest sie mir noch herunterholen. Es wird etwa zwei oder drei Krätten voll geben. Frei eine Sünde wär's, wenn man die Gottesgabe den Spazern und Krähen überließe. Willst du sie holen, Willi?“

„Ei ja, Götti, recht gern.“

Sie gingen zusammen in den Baumgarten hinaus, wo der mächtige Kirschbaum stand mit der weitausgebreiteten und hochragenden Krone. Willi schnallte den Kratten um den schwächtigen Leib, zog die Schuhe ab, stieg auf einer kleinen Leiter den Stamm hinauf und hatte im Handumdrehen das höchste Wipfelchen erklommen.

Der Götti blieb unter dem Baume. Er hatte einwenig Angst um den Jungen, schon weil dieser die Arbeit an einem Sonntag tat. Das konnte unser Herrgott leicht zürnen und die schirmende Hand von ihm abziehen. Von Zeit zu Zeit rief er in den Baum hinauf; „Gib mir frei ordentlich acht, Willi, s' ist ein schwieriger alter Baum und hat brüchige Äste. — Schau dort, Willi, links von dir, ganz zu äußerst ist noch ein schöner Ast voll. Könntest sie nicht noch erlangen? Aber falle mir ums Himmelswillen nicht herunter. Behüt' mich Gott vor der Verantwortung! — So, guck nun in die Höhe! Gerade über deinem Kopf hängt noch ein Trüppchen. Steig' noch um ein paar Ästchen höher, aber in Gottes Namen — hörst du! Und brich mir den schönen Ast nicht ab.“ —

Es währte nicht ganz zwei Stunden, so hatte der flinke Bube die auf dem weiträumigen Baume zerstreuten Früchte zusammengelesen.

„Siehst du?“ schmunzelte der Götti, als Willi mit den letzten Kirschen herunterkam. „Beinahe vier Krätten voll hat's noch gegeben. Es war doch wohl der Mühe wert. Das hast du aber brav gemacht; bist ein wackerer Junge. Nun wollen wir aber vespern gehen.“

Strahlend vor Freude über das geerntete Lob folgte Willi dem Götti in die Stube. Die Base war nicht mehr da; aber auf dem Tische stand eine Platte voll dicker Milch und daneben lag ein ansehnliches Stück Brot.

„Brock ein,“ sprach der Götti. „Das tut dir gut auf die Kirschen, besser als Wein.“

Er selber entnahm der Tischschublade ein saftiges Stück Schweinefleisch und verzehrte es mit Wohlbehagen zu einem Schoppen Wein.

„Gelt, das ist gut?“ meinte er sodann zu dem Knaben, der gar handlich seine Milchbrocken aß. „Ja, ja, die Jungen haben's doch gut heutzutage. Zu meiner Zeit war's freilich anders. Da war das liebe Brot noch höher geschätzt als heute, und so arme Buben wie du bekamen es kaum zu sehen, geschweige zu essen.“

Während dieser Rede nagte er vergnüglich schmazend an seinem Schweinsknochen. Nachdem Willi mit trefflichem Appetit den letzten Brocken ausgelöffelt hatte, überlegte er im stillen, wie er am schicklichsten sein Anliegen vorbringen möchte.

„Wenns doch nur schon Neujahr wäre!“ platzte er unvermittelt heraus.

„Wa — was meinst? Warum denn?“

„Ha, dann kriegte ich von Euch wieder meine fünf Bazen.“

„Ei, das ist mir aber doch furios geredet,“ sprach der Götti mit bedenklichem Stirnrunzeln. „Magst es denn nicht erwarten? Oder bin ich dir etwa nicht mehr gut genug dafür?“

„Wohl, wohl Götti, nichts für ungut,“ beschwichtigte schnell der Knabe und ward glutrot im Gesicht. „Ich meine es nicht so, gewiß nicht. Aber wißt Ihr, unsere Schule macht am nächsten Dienstag einen Ausflug in die Stadt. Ich habe mir daraufhin schon fünfzehn Bazen erspart. Wenn ich nur noch fünf dazu hätte, so könnte ich auch mit.“

Der Götti wischte die fettglänzenden Lippen ab und wiegte bedächtig sein Haupt. Dann sprach er in väterlich wohlwögendem Tone: „Höre, mein Bublein, schlage dir das Reisen aus dem Sinn, und nimm dir's nicht zu Herzen. Laß du die nur reisen, die es vermögen. Siehst du, dergleichen Luftfahrten gewöhnen den Menschen nur an Wohlleben und sträflichen Leichtsinns und sind nicht für einen armen Buben, der kein Teil an unseres Herrgotts Welt hat. Bleibe du nur fein zu Hause und warte brav und sei zufrieden, wandle stets in Zucht und Ehrbarkeit und habe Gott vor Augen. Und wenn du ein paar Bazen hast, so habe Sorge dazu, leicht kannst du sie besser und nützlicher verwenden. Oder brennen sie dich denn in der Tasche? — Und nun wird es wohl Zeit sein, daß du ans Heimgehen denkst. Ich möchte nicht, daß du zu spät heimkämeßt, wenn du bei mir gewesen bist.“

Der Knabe schluckte ein paarmal gewaltsam und seine Hand zuckte ein wenig, als er sie dem Götti zum Abschied reichte.

„B'hüt Gott, Götti und zürnet nichts und habt vielen Dank.“

„Ist gern geschehen. B'hüt Gott, Willi und komme gut nach Haus.“

Betrübten Herzens wanderte der Knabe heimwärts. Nun war auch die letzte Hoffnung fehlgeschlagen. Als er wieder auf einsamem Felde ging, rannen ihm ein paar schwere Tropfen die braunen, magern Wangen herab. Schier sonderbar war's. Es ging ihm doch sonst viel Gutes und Schönes an der Nase vorbei, Tag für Tag; er machte sich nicht sonderlich viel daraus. Er war das schon gewohnt. Aber nun diese Reise, die schwebte ihm vor wie ein

hohes, unerhörtes Glück und je schwächer die Hoffnung ward, es zu erlangen, desto krampfhafter klammerte er sich daran und desto heftiger lehnte sich seine ganze Seele auf gegen den Gedanken der Entfagung.

Drüben, hinter jenen Bergen, in blauer, lockender Ferne lag die Stadt, die große, herrliche. Voll Sehnsucht ließ er die lechzenden Blicke dort hinüber schweifen. Sollte er sie nicht sehen? Viele Wochen lang würden alle seine Kameraden erzählen von der Pracht und Herrlichkeit und ihm das Herz schwer machen. All sein Sinnen und Denken strengte er an, um irgend einen Hoffnungs-schimmer aufzutreiben. Er dachte auch an den lieben Gott. Willi hegte einen kindlich naiven Glauben an den lieben Gott, [als den Vater der Armen und den unfehlbaren Helfer aus jeglicher Not. Der gute Junge nahm seinen lieben Gott sozusagen beim Wort. Seine Einfalt ahnte noch nichts von jenen vielen Hintertürchen, die die wunderlichen Menschen der gütigen Vorsehung selber für alle Fälle angebracht haben. Ja, er glaubte sogar, die unmittelbare Hilfe Gottes schon das eine und andere Mal an sich selber erfahren zu haben.

Erst gestern noch hatte er in der Schule mitgesungen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Tal und Strom und Feld . . .“

Jetzt fielen ihm diese Worte ein. In all seiner Einfalt überlegte er sich ihren Sinn und ein niegekanntes bitteres Gefühl beschlich dabei seine Brust. Es waren die ersten schmerzlichen Zweifel, die seine junge Seele bedrängten. Warum wollte Gott nur ihm keine Gunst erweisen? Allen andern, nur ihm nicht? Hatte er etwa ihn, den Willi vergessen, weil er gar so arm und gering war? Wie fleißig und eindringlich hatte er nicht gebetet die Zeit her! Freilich nur das Vaterunser und die Gebetlein, die er aus den Schulbüchern kannte. Ob das wohl nicht paßte auf den besonderen Anlaß? Aber Gott, der Allwissende, mußte ja auch sein Sehnen verstehen und wissen, wie das Beten gemeint war. —

Endlich nach langem, trübsinnigem Grübeln brach doch noch ein Hoffnungsstrahl durch den düstern Nebel seiner Verzagttheit. Er stand einen Augenblick still und sah sich um. Dann schlug er eilends einen Seitenpfad ein, der querfeldein nach einem kleinen Gehölz führte. Als er dieses erreicht hatte, suchte er ein lauschiges Plätzchen auf, wo ein Stück blauen Himmels durch die Baumkronen schimmerte. Hier warf er sich auf die Kniee und betete inbrünstig und mit lauter Stimme also:

„Liebs Mutterli, das du bist im Himmel, gewiß kennst du noch dein Bublein, den Willi, wenn du auch gar so früh hast sterben müssen. Ich möchte dir jetzt etwas sagen. Liebs Mutterli, ich ginge so gerne auch mit auf die Schülerreise und habe doch nicht genug Reisegeld. Nur noch fünf Baken fehlen mir. Ich war heute beim Götti. Er sagt, Schülerreisen seien nicht für un-

sereinen. Es wird wohl so sein. Aber denk, Mutterli, ich habe mich so sehr darauf gefreut, es auch einmal so schön zu haben wie die andern. Mir ist, als könnte ich nie wieder recht froh werden, wenn mir diese Freude verloren ginge. Siehe, andere Kinder haben Vater und Mutter, Spielsachen, gutes Essen, hübsche Kleider. Ich habe nichts dergleichen. Ich will aber doch zufrieden sein, ich weiß ja, ich bin arm. Aber mit auf die Reise möchte ich so gern. Darf ich denn nicht auch eine Freude haben?

Liebs Mutterli, ich bitte Dich gar schön, gehe zum lieben Gott und sage ihm das. Sag' ihm, ich hätte ihn von Herzen lieb und hätte ihm noch nicht viel zu Leide getan und ich wolle auch künftig nach Kräften brav und fromm sein, und dem Reuterhansli, der mir die Schreibtafel zerbrochen hat, wolle ich verzeihen und ihm auch fürderhin wieder die Aufgaben zeigen.

Weißt, ich habe schon auch selber zum lieben Gott gebetet; aber Dir kann ich doch alles viel besser sagen, und auf Dein Gebet wird er gewiß eher hören als auf mich.

Weißt, Mutterli, ich meine ja nicht, daß er mir die fünf Bazen soll vom Himmel regnen lassen. Nein, nein so einfältig bin ich nicht. Aber er könnte es doch vielleicht einem guten Menschen eingeben, daß er sie mir schenkte.

Ja gelt, Mutterli, Du tußt mir den Gefallen? Und nun leb' wohl, leb' wohl, liebs Mutterli. Amen." —

Der Knabe stand auf und ging an ein Bächlein. Da wusch er sich die Tränen aus dem Gesicht und kühlte die brennenden Augen. Hierauf legte er gefassteren Mutes den Rest des Heimweges zurück.

Und nun hatte der liebe Gott doch noch in letzter Stunde das Wunder gewirkt: Willi hatte sein Reisegeld und noch mehr. Das hatte sich so zuge- tragen. Der Lehrer gab am Montag Nachmittag vor Schluß des Schulunter- richtes den Schülern noch die nötigen Weisungen und Verhaltensmaßregeln. Dann mußte der Willi noch einen Augenblick dableiben, als die andern schon fortgegangen waren.

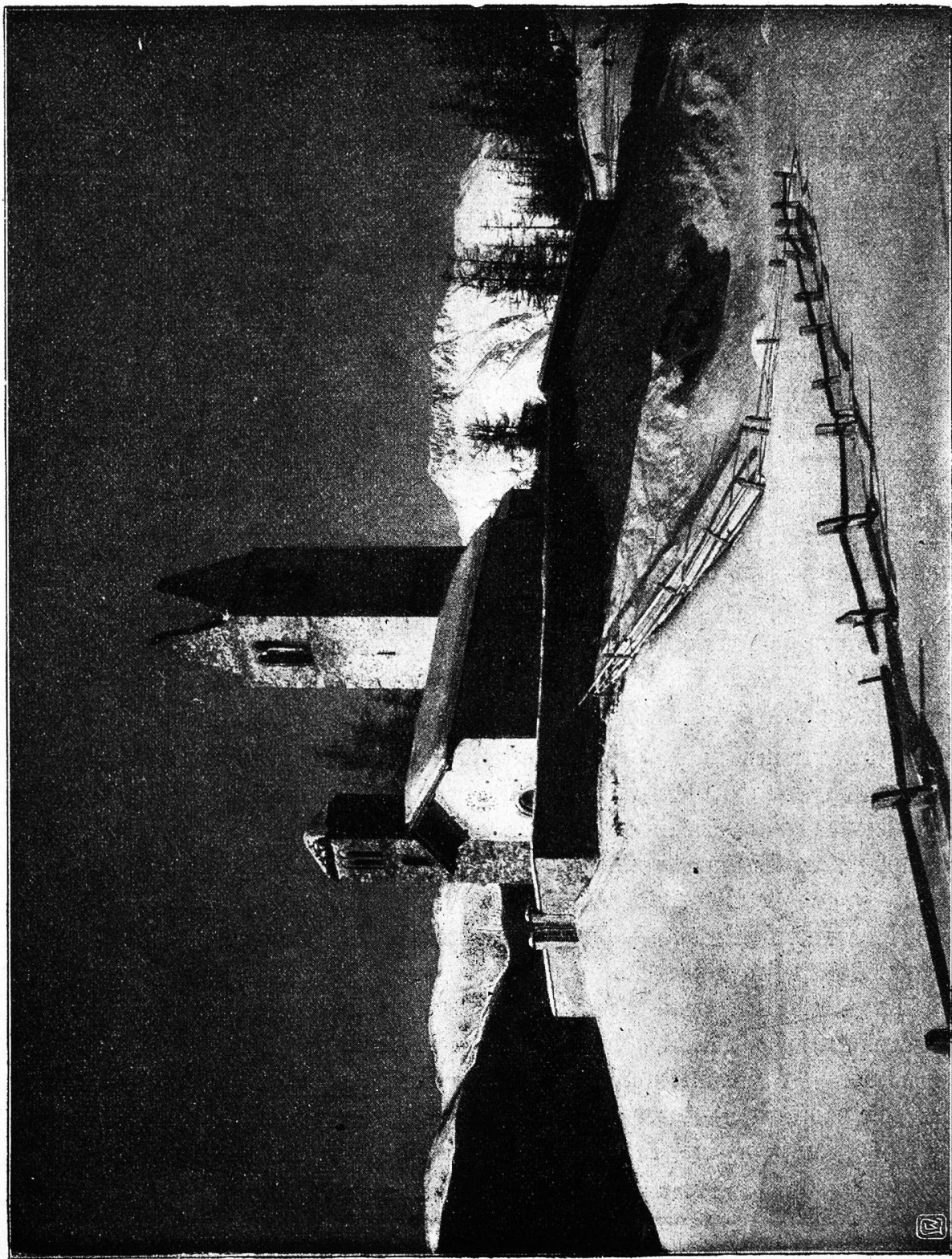
„Weshalb willst du nicht mit, Willi?“ fragte der Lehrer. „Hast du nicht Lust?“ Bögernd und mit zuckenden Lippen bekannte der Knabe seine Verlegenheit. „Bah, das macht ja nichts. Deshalb darfst du doch mit.“

Der Junge sah zum Lehrer auf mit einem raschen Blick voll neuer Hoff- nung. Doch alsbald schlug er wieder die Augen nieder.

„Es geht doch wohl nicht an“, wandte er kleinlaut ein. „Sehen Sie, Herr Lehrer, ich müßte mich ja in den Boden hinein schämen, wenn's etwa zum Zahlen käme und ich hätte kein Geld und andere müßten für mich auf- kommen. Das würde mir die ganze Freude verderben und ich hätte nichts davon als eine böse Erinnerung für meinen Lebtag.“

Da tat der Lehrer ein paar Schritte durchs Zimmer. „Du bist mir ein sonderbares Bürschchen, Willi,“ sprach er dann. „Aber du magst doch recht

Die an den norwegischen Stil anklingende Kirchenruine "San Gian" (bei Celerina im Engadin) erscheint uns mitten in der winterlichen Hochgebirgs-öde wie ein verlorener Dorfpfeiler, den die himmelstürmende Menschheit da hinaufgestellt hat. Heute versammelt das Kirchlein nicht mehr die Lebenden in seinen Hallen, sondern nur noch die Toten in seinem Hof. Der Silberschimmer der Ewigkeit strahlt aus dem dunkelgrauen Himmel von den lichttragenden Bergen zu ihnen herüber.



Schweizerische Winterlandschaft.

Phot. Gebr. Wehrli, Rülchberg b. Büttich.

haben. — Und wenn ich dir das Nötige schenke, schämst du dich dann auch? Sieh, da hast du, was du brauchst und noch ein wenig darüber, daß du dir auch etwas kaufen kannst in der Stadt. Nimm es nur, du brauchst ja niemand zu sagen, von wem es ist.“

Wie wohl taten dem Knaben diese Worte! Eine jähe Röte leuchtete auf seinem Gesicht auf. Aus den Augen strahlte ein überschwängliches Glück. Gerne wäre er seinem Lehrer um den Hals gefallen; aber er ergriff nur seine Hand und liebte sie mit einem schüchternen Drucke.

„O Herr Lehrer!“ brachte er nur hervor. Dann ersticte seine Stimme in heißen Dankestränen.

Ein strahlender Sommermorgen war aufgegangen. Alles war reisefertig. Zwei bekränzte Wagen standen auf dem Dorfplatze zur Abfahrt bereit. Die sollten die Reisegesellschaft auf die zwei Stunden entfernte Bahnstation bringen und am Abend wieder dort abholen. Vier mutige Gäule stampften ungeduldig den Boden. Weit ungeduldiger aber strampelte und zappelte es auf den Wagen von hundert Füßen und Händen. Hundert Wangen glühten in heißem, verlangendem Reisesieber. Unruhig rutschten die Mädchen auf den Bänken hin und her, besahen nochmals um und um den Saum ihres Kleides, wischten mit ihren Tüchlein den Staub von den blankgewischsten Schuhen, nestelten einander an den bunten Haarschleifen herum und rückten sich die Halstücher zurecht. Die Knaben der oberen Klassen erbettelten sich von den größeren Mädchen eine Nelke oder eine Rosenknospe aus ihren Sträußen und strahlten ordentlich vor Stolz, wenn jene, holdselig errötend, sich herbeiließen, ihnen eigenhändig die Blumen an den Hut oder ins Knopfloch zu heften. Wenn sonst im gemeinen Alltag des Schullebens Knaben und Mädchen ziemlich kühl und spröde gegeneinander taten, so war es heute lustig anzusehen, wie die ersten harmlosen und unbeholfenen Versuche männlicher Galanterie und weiblicher Koketterie fröhlich gegeneinander spielten.

Zulezt kamen noch drei Mitglieder der Schulkommission. Gemessenen Schrittes spazierten sie heran und führten ein ganz trockenes Gespräch über Geschäfte, die sie eigentlich auf heute vorgehabt und die sie nun der „lieben Jugend“ willen versäumen mußten. Ihre alten kühlen Herzen hatten es längst verlernt, in seliger Ungeduld zu schlagen.

Nun waren alle da — bis auf den Willi. Man wartete lange und ungeduldig. Hatte er sich verschlafen? Schon war es zu spät, noch einen Boten nach ihm zu schicken; denn Peterseppis Häuschen stand oben an der Rebhalde. Es waren zwanzig Minuten hinauf und zehn hinunter. Als endlich gar die Herren von der Schulkommission Zeichen von Ungeduld gaben, mußte der Lehrer die Abfahrt geschehen lassen. Es war auch wirklich an der Zeit, wenn man früh genug auf die Station kommen wollte, um die Billete zu lösen.

„Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen . . .“

so schallte der Gesang der Schüler das Dorf entlang, wo überall Leute vor den Häusern standen und Abschiedsgrüße winkten.

Auch droben im Nebhaldenhäuschen vernahm einer das Singen. In der dumpfen Schlafstube streckte der Peterseppi den grauen Kopf unter der Decke hervor und reckte ihn in die Höhe. Eigentlich war er schon eine gute Weile wach. Der frohe Tumult unten im Dorfe hatte ihn zeitig geweckt. Aber er hatte sich mäschenstill gehalten. Er mußte wohl warum, der alte Schlaufkopf. Eben noch zur rechten Zeit war ihm eingefallen, daß Willis Schuhe gesohlt werden sollten auf den Winter. Die zwei Franken für den Ausflug würden dazu eben ausreichen. Wäre es nicht Sünd' und Schade, wenn man das schöne Geld verjurte? — Zudem hatte der Bub nicht Kleider wie die Andern; das könnte auffallen und Reklamationen geben von der Waisenbehörde, oder wenigstens ein Gerede unter den Leuten. In Sammet und Seide konnte man doch wahrlich den Buben nicht kleiden bei dem erbärmlichen Kostgeld. Und überhaupt, wo stand es denn geschrieben, daß so ein Fözelbüblein seine Nase überall dabei haben müsse? Wozu also den Jungen wecken? Erwachen von selbst, wohl und gut; wenn nicht, so war er selber schuld und konnte daheimbleiben.

Und nun waren die Andern abgefahren. Der Bub mußte sich halt, wohl oder übel, drein schicken. Sollte er ihn jetzt wecken? Eine unbestimmte Scheu hielt den Alten davon ab. Er wollte lieber zuwarten und tun, als habe er selber sich verschlafen.

Im hintern Kämmerlein lag der Willi noch in tiefem Schlaf. Er war am gestrigen Abend ganz schwindlig gewesen vor Freude über sein unverhofftes Glück. Feurige Dankgebete hatte er hinaufgesendet zum lieben Gott und zur seligen Mutter. Denn der Knabe war des festen Glaubens, daß nur eine höhere Fügung die glückhafte Wendung der Dinge könne herbeigeführt haben. Prickelndes Wanderfieber hatte ihn lange wachgehalten; erst geraume Zeit nach Mitternacht war er endlich in einen bleiernen Schlaf gesunken.

Jetzt fuhr der Knabe auf und starrte einen Moment nach dem Fenster hinüber, zu dem schon die helle Morgensonne hereinschien. Dann schoß er wie ein Pfeil aus dem Bett, warf sich mit fiebernder Eile in den bereit gehaltenen Sonntagstaat und stürmte in die Stube hinaus.

„Vater, Vater! Ums Himmelswillen! Es ist ja schon halb fünf!“ rief er und weinte laut auf.

„Warum habt Ihr mir auch nicht gerufen? Das habt Ihr mir mit Fleiß angetan! O ich kenne Euch schon; Ihr mochtet mir's nicht gönnen. O, o, o!“

Wild stampfte er und raufte sich die Haare.

Der Alte war ganz verblüfft von der plötzlichen Auslehnung des sonst so stillen und fügsamen Jungen. Unter gewöhnlichen Umständen würde er nicht gezögert haben, ihm den gebührenden Respekt beizubringen; jetzt fand er den Mut nicht dazu.

„Du doch nicht so wüßt, Willi, und schieße nicht so herum wie eine Wespe in einer Laterne,“ brummte er, indem er aus dem Bett stieg und sich ankleidete. „Ich bin ja gewiß nicht schuld; habe mich selber verschlafen; ja, meiner Seel, das hab' ich. Weiß der Henker, wie's kam.“

„Zur Arbeit weckt Ihr mich immer zeitig genug, da habt Ihr Euch noch nie verschlafen,“ gab der Junge zurück.

„Du mußt jetzt halt daheim bleiben in Gottes Namen.“

„Nein, nein, ich gehe doch. Sie können noch nicht lange fort sein, die Andern, und im Notfall laufe ich so schnell wie ein Pferd. Adieu!“

„Nein, mit so leerem Magen darfst du mir nicht fort. Denk, es würde dir ja übel. Nimm doch nur wenigstens ein Schüsselchen Milch.“

Allein der Willi brachte die Milch nicht hinunter. Der Hals war ihm wie zugeschnürt. Sie lief ihm wieder aus dem Mund und über die Kleider.

Schon war er zur Tür hinaus. Der Alte trampelte hinter ihm drein. Als er vor das Häuschen kam, war jener schon den Hügel hinunter.

„Hm, hm hm,“ brummte er halblaut vor sich hin, „ich hätte doch nicht geglaubt, daß er sich's so zu Herzen nähme. Es war am Ende doch nicht klug — wenn ich das gewußt hätte . . . Wie er rabiatur wurde. Der donners Bueb!“ Kopfschüttelnd sah er dem Davoneilenden nach. Wenn sich der Bub nur nicht noch eine Krankheit holt bei dem unsinnigen Rennen. Das wäre eine vertrackte Geschichte, gerade jetzt in der strengsten Arbeitszeit. Er ließ sich ja schon trefflich nützen, der Donnersbub, nur etwas schwächlich war er auf der Brust.

Willi rannte quer durch Felder und Gärten auf dem nächsten Wege dem Dorfe zu. „Laß doch ab, dummer Bub! Sie sind schon mehr als eine halbe Stunde abgefahren. Du holst sie nimmer ein.“ So riefen ihm die Leute nach, und mit jedem Wort ging ihm ein Stich durchs Herz. Aber der Knabe biß die Zähne zusammen und rannte fort, als habe er nichts gehört. Wie er zum Dorf hinaus war, schlug es am Kirchturm fünf Uhr. Kurz nach sechs Uhr ging der Zug ab, und es waren noch zwei starke Wegstunden nach der Station. Aber Willi gab die Hoffnung nicht auf. Mit verzweifelttem Eigensinn rannte er weiter, ohne sich die geringste Rast zu gönnen. Alles hatte sich ja noch so schön gefügt. Sollte nun seine ganze Hoffnung doch wieder zu nichts werden um des dummen Schlafes willen? Nein, nein, das konnte nicht sein und durfte nicht sein! Ganz gewiß hatte ihm der liebe Gott die Erfüllung seiner Sehnsucht nicht vorgespiegelt, um ihn zuletzt so grausam zu täuschen. Er durfte es nur nicht so bequem haben wie die Andern; er mußte sich sein Glück erst erjagen.

Schon lief dem Knaben der Schweiß in Brunnlein über das Gesicht; er hielt sich nicht mehr damit auf, ihn abzuwischen.

„O Gott — im Himmel!“ keuchte er, „laß — meine Beine — nicht erlahmen! Gib mir Luft — zum Atmen! O Mütterli, wie muß ich — mich quälen!“

Unaufhaltsam weiter ging es, bergauf, bergab, fast gleich schnell. Tschalopp, tschalapp, tschalopplopplapp, klapperten die schweren Bundschuhe. Jetzt

lösten sich daran die flüchtig geknüpften Riemen. Der Knabe nahm sich nicht Zeit, sie neuerdings zu binden. Ohne im Laufe innezuhalten, schleuderte er die losen Schuhe von den Füßen, hob sie auf und trug sie nun, in jeder Hand einen. Es lief sich ja barfuß etwas leichter.

Da drang ihm ein spitzer Gegenstand in die Fußsohle. Mit einem Wehlaut sank er in die Knie. Aber er hielt sich nicht auf. Rasch riß er den Nagel aus dem Fleisch und lief weiter, blutige Spuren hinter sich lassend.

Endlich, endlich hatte er den Rücken der letzten Anhöhe erreicht. Schon sah er von weitem das Stationsgebäude. Da begegneten ihm zwei Reiter, von denen jeder noch ein lediges Pferd führte. Es waren die Fuhrleute, die die Zugpferde nach dem Dorfe zurückgeleiten sollten.

„Halt ein, Willi!“ rief der eine. „Es nützt nichts mehr; jetzt werden sie eben abfahren. Komm', schwing dich auf eines der Koffe und reite mit! Unterwegs gehen wir ins Wirtshaus.“

Willi hörte nicht darauf. „O Gott, mein Gott!“ schrie er auf aus angstvollem Herzen. „Es kann ja nicht sein! So darfst du mich nicht zum Narren halten!“ — — —

Auf der Station fuhr der Zug ein. Er hatte ein paar Minuten Verspätung. Rasch besetzte die Schule den ihr angewiesenen Wagen. Ehe der Lehrer als letzter einstieg, sah er sich noch einmal um. Wo steckte nur der Willi? Was mochte ihn abgehalten haben? Freiwillig war der sicherlich nicht zurückgeblieben. Wie hatte er nicht gestrahlt, als er vernommen, er dürfe auch mit.

„Fertig!“

Das Pfeiflein des Zugführers wieherte. Die Lokomotive piff und pustete, und der Zug rollte davon.

In diesem Augenblick gellte von der nächsten Straßenbiegung her ein markerschütternder Schrei. „Halt, halt, ich will auch mit!“

Mit der letzten Kraft taumelte der arme Willi noch bis ans Geleise, über das soeben der Zug gefahren war. Händeringend sah er dem Davoneilenden nach, bis er seinen Blicken längst entschwunden war. Dann sanken die Hände, die immer noch die Schuhe hielten, schlaff herab. Zu Tode erschöpft ließ er sich auf einem Bänklein vor dem Stationsgebäude nieder. Mit zitternder Hand fuhr er sich über das von Schweiß und Staub besudelte Antlitz und durch das wirre Haar. Ein flüchtiges Lächeln glitt über die von der Anstrengung entstellten Züge. Jenes bittere Lächeln, mit dem wohl ein vom allernächsten Freunde Verratener blutenden Herzens noch das Schicksal höhnt.

„Es hat ihn halt wieder gereut. Er ist auch wie der Götti — der liebe Gott.“ So kam es langsam und gepreßt von seinen Lippen.

In dem frischen Morgenwind, der über den Platz wehte, lief dem vom Schweiß ganz durchnässten ein Schauer um den andern kalt den Rücken hinauf. Immer heftiger begann er an allen Gliedern zu zittern, daß die Zähne klappernd auf einander schlugen, und immer mühsamer entrang sich der Atem

der keuchenden Brust. Jetzt ging ein jähes Zucken durch seinen Leib; sein Gesicht wurde plötzlich fahl wie die Mauer, gegen die er lehnte. Langsam glitt er zur Seite nieder. Die Hände tasteten ängstlich nach einem Halt, griffen aber nur in leere Luft. Diese Bewegung gab dem Körper vollends das Übergewicht, daß er schwer von der Bank zur Erde fiel.

Der Stationsvorsteher, ein stattlicher, rotmündiger Herr, stand auf dem Perron. Schon eine Weile hatte er das auffallende Gebaren des Knaben beobachtet. Jetzt trat er auf ihn zu, um den Gesunkenen aufzuheben. Da sah er, wie dem Knaben das Blut aus Mund und Nase strömte.

„Schnell den Doktor holen!“ rief er dem im Bureau arbeitenden Schreiberlehrling zu. „Ich glaube gar, der dumme Junge hat sich das Herz eingeraunt.“

(Ende.)

Volkstum und Erwerb. *)

Zwei Lebensideale haben von jeher bestimmend auf die Geschicke der Völker eingewirkt: Erwerb, um zu genießen, und Erwerb, um sich zu vervollkommen. Die im ruhigen Genuß das höchste Gut sehen, sind die Vertreter der bürgerlichen, der sozialen Weltanschauung. Sie schätzen die Tugenden der Ordnung, des Friedens, der behaglichen Häuslichkeit, sind hilfreich und verträglich und fördern meist die das Leben verschönernden Künste. Sie wollen, daß jedermann das gleiche Maß von Rechtsschutz und Glück zukomme und sind gegen jeden Zwang. Gehen lassen, leben und leben lassen, Duldsamkeit gegen fremde und eigene Fehler, das ist die Hauptforderung der Bürgermoral. Man kann diese läßliche Lebensauffassung die weibliche nennen; sie ist vornehmlich empfangend, selbstgenügend und selbstgefällig. In ihren Lastern artet sie zu Gefinnungslosigkeit, Gemeinheit, roher Genußsucht und Zuchtlosigkeit aus. Die rastloses Fortbilden zu ihrem Hochbild erhoben, sind die Herrenmenschen, die Vertreter der nationalen Anschauung. Ihnen gelten bloß die Tugenden des Wagens, Eroberns, Befehlens; sie wollen immer weiter voran, sind nie befriedigt und schätzen das Tun mehr als das Genießen. Sie glauben, daß Gleichheit lediglich zur Flachheit und, gleich auf ebener Fläche zerfließendem Wachs, zur Formlosigkeit führe, während nur der Zwang Formen hervorbringe, nur die Zucht den Charakter stähle. Diese Lebensansicht ist männlich, erzeugend, ausdehnungslustig. Tüchtigkeit, nicht Geld, Hammer, nicht Amboß sein, sind ihre Forderungen. In ihrer Entartung führt die Ansicht zu Maßlosigkeit, Ungerechtigkeit und Tyrannei.

Der Gegensatz der gekennzeichneten Lebensideale hat in den Kämpfen zwischen leidenden Völkern, Bismarcks weiblichen Nationen, und den tatkräftigen Völkern oder männlichen Nationen, ferner in dem Ringen zwischen Viel- und

*) Vgl. Bücherschau: Volkstum und Weltmacht in der Geschichte.